

Autonomes Leben im Blindenwohnheim Mühlehalde : "Seh-verhindert" und selbstbestimmt

Autor(en): **Schnetzler, Rita / Heussler, Fatima / Meyer, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Fachzeitschrift Heim**

Band (Jahr): **70 (1999)**

Heft 3

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-812902>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Autonomes Leben im Blindenwohnheim Mühlehalde

«SEH-VERHINDERT» UND SELBSTBESTIMMT

Von Rita Schnetzler

Martin Meyer ist von Geburt an blind. Er arbeitet als Klavierstimmer und ist im Alltag weitgehend selbständig. Bevor er vor einem Jahr zum zweiten Mal heiratete, wohnte er während rund dreizehn Jahren im Blindenwohnheim Mühlehalde in Zürich. Hier bewegte er sich frei ein und aus und ging seiner beruflichen Tätigkeit und seinen Freizeitbeschäftigungen nach. Für seine spät erblindeten Mitbewohnerinnen und -bewohner war er ein Beispiel dafür, wie man mit der Blindheit leben kann.

«Das Heim ist ein Ort, an dem man seine Freiheit und Unabhängigkeit verliert. Ein selbstbestimmtes Leben und das Leben im Heim sind unvereinbar.» So ungefähr lautet ein gängiges Vorurteil, das zum Beispiel viele ältere Menschen dazu bewegt, den Heimeintritt so lange als möglich hinauszuzögern.

Martin Meyer sieht das anders: Er hat rund dreizehn Jahre im Blindenwohnheim Mühlehalde gelebt, und er denkt gerne an diese Zeit zurück. Er bewegte sich hier frei ein und aus, und er fühlte sich in seinen Entfaltungsmöglichkeiten keineswegs eingeschränkt.

Vielleicht sei er heute nicht mehr der richtige Mann für mich, erklärte mir Martin Meyer am Telefon. Seit einem Jahr sei er nämlich wieder verheiratet. Er lebe heute zusammen mit seiner Frau in Dübendorf.

Vielleicht war er gerade deshalb «der richtige Mann» für ein Gespräch über das autonome Leben eines selbständigen Menschen mit einer Behinderung im Heim: weil er aus einem Jahr Distanz darauf zurückschauen kann; weil er auch «das andere», das Leben im eigenen Haushalt und das Zusammenleben in einer Partnerschaft, kennt; und weil er viel über sich und sein Leben, über Behinderung und Einschränkungen, Autonomie, Helfen und Sich-helfen-Lassen, Abhängigkeit, Behindertsein und Helferberufe und über die Zusammenhänge in seiner Biografie nachgedacht hat.

Umgang mit der «Seh-Verhinderung»

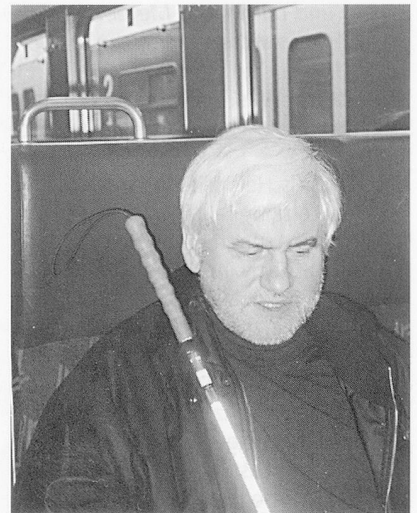
Natürlich sei er behindert. Genau genommen sei er sogar «verhindert», was das Sehen betrifft: Martin Meyer ist von Geburt an blind. In manchen Situationen schränke ihn seine Behinderung ein,

sagt er, zum Beispiel, wenn er in einer grösseren Gruppe von mehr oder weniger Unbekannten eine bestimmte Person ansprechen möchte. Dann ist er darauf angewiesen, dass diese Person auf ihn zukommt oder eine andere ihm den gewünschten Kontakt vermittelt.

Seinen Alltag gestaltet Martin Meyer jedoch weitgehend selbständig. Als Klavierstimmer reist er viel umher; er stimmt Klaviere in der ganzen Schweiz. Vieles sei eine Frage der Organisation: Wenn er zum Beispiel nur wenig Zeit zum Umsteigen hat, meldet er sich im Voraus telefonisch bei der Bahn an, um sicherzugehen, dass ihn jemand abholt und zum nächsten Zug oder Bus begleitet. Unabhängigkeit bedeutet für Martin Meyer Abhängigkeit von möglichst vielen verschiedenen Personen; so fällt die Abhängigkeit vom Einzelnen kaum ins Gewicht. Deshalb bemüht er sich heute bewusst, sich so zu organisieren, dass nicht zuviel Hilfeleistungen an seiner Lebenspartnerin hängenbleiben. «Das ist schwierig und aufwendig, aber sehr wichtig.»

Soziale Kontakte haben für Martin Meyer eine grosse Bedeutung. Seine Kontaktfreudigkeit kommt ihm als Sehbehindertem sehr zugute. Wenn er ohne Begleitung umherreist, muss er Fremde um Hilfe bitten können: «Die Sehbehinderung zwingt mich, gegen die Isolationsgefahr anzugehen.»

Ebenso wichtig wie der soziale Austausch ist ihm das Lesen. Beim Lesen ist ihm der Computer zum wichtigen Hilfsmittel geworden. Zwar empfindet er es nach wie vor als angenehmer, wenn ihm jemand vorliest. Mit dem Computer kann er seinen Informationsbedarf jedoch heute auch unabhängig von fremder Hilfe befriedigen: Texte, die (noch) nicht in Braille-Schrift übersetzt wurden, scannt er und lässt sie sich vom Computer «vorlesen».



Martin Meyer: «Unabhängigkeit bedeutet für mich Abhängigkeit von möglichst vielen verschiedenen Personen; so fällt die Abhängigkeit vom Einzelnen kaum ins Gewicht.»

Ein Ort zum Leben

Nachdem Martin Meyer vor 23 Jahren eine Familie gegründet hatte und die Ehe nach rund sieben Jahren auseinandergebrochen war, führte er zwei Jahre einen eigenen Haushalt. In dieser Zeit wurde es ihm immer klarer, dass er nicht mehr alleine leben wollte. «Es ging mir damals sehr schlecht, und ich war froh, im Blindenwohnheim Mühlehalde einen Ort gefunden zu haben, wo ich leben konnte.» Zudem sei er als Kind zwar sehr in seinen intellektuellen, aber wenig in den lebenspraktischen Fähigkeiten gefördert worden, sodass er sich vieles als Erwachsener aneignen musste und es nie so lernte, wie er es als Kind vermocht hätte.

Die «Mühlehalde» war für ihn ein Ort zum Leben. Hier konnte er Hilfe anfordern, wenn er sie benötigte. Er hatte einen Hausschlüssel und bewegte sich frei ein und aus. Als er seine psychische Krise überwunden hatte, arbeitete er denn auch wieder ganz auf seinem Beruf und ging seinen Freizeitbeschäftigungen nach. Noch heute hat Martin Meyer einen «Ehren-Schlüssel» zu seinem langjährigen Zuhause. Natürlich hatte er sich in seiner Heim-Zeit ein Stück weit angepasst; aber: «Die Mühlehalde schränkte mich in meinen Möglichkeiten in keiner Weise ein.» Nicht zu-

letzt um sich dafür erkenntlich zu zeigen, willigte er gerne ein, sich an einem Gespräch mit Fatima Heussler, der heutigen Leiterin des Blindenwohnheims Mühlehalde, zum Thema «Autonomes Leben im Heim» zu beteiligen.

Bedürfnisse ernst nehmen

Gespräch mit Fatima Heussler, Leiterin des Blindenwohnheims Mühlehalde in Zürich, und mit Martin Meyer, ehemaligem Bewohner dieses Heims.

Schnetzler: Wie verstehen Sie, Frau Heussler, Ihre Aufgabe als Heimleiterin?

Heussler: Als Heimleiterin habe ich den Auftrag, Lebensqualität zu ermöglichen: Die Bewohnerinnen und Bewohner¹ sollen selber über ihr Leben bestimmen können. Dieses Ideal stösst auf verschiedene Grenzen: Die Institution funktioniert nur, wenn sich die Beteiligten den Regeln anpassen. Dazu kommen die persönlichen Grenzen: Viele Bewohnerinnen lehnen Angebote ab, weil sie niemandem zur Last fallen und keine Kosten verursachen möchten. Zudem haben viele unserer Bewohnerinnen Mühe, mit fremden Menschen in Kontakt zu treten. Wegen der Sehbehinderung scheint es ihnen erst recht schwierig, hier neue soziale Kontakte aufzubauen. Deshalb ist es wichtig, ein Klima zu schaffen, in dem möglichst alle Beteiligten ihre eigenen Bedürfnisse wahrnehmen und einbringen können.

Rolle des Heims

Schnetzler: Stimmen die Erwartungen der Menschen, die hierherkommen, mit Ihren Vorstellungen überein?

Heussler: Nein. Die meisten dieser Menschen sind zuhause in eine zunehmende Stresssituation geraten. Über 90 Prozent der Personen, die hierher² kommen, sind spät erblindet oder sehbehindert geworden. Durch den Sehverlust, oft verbunden mit anderen altersbedingten Einschränkungen, können sie den Alltag in der eigenen Wohnung nicht mehr ohne fremde Hilfe bewältigen. Wenn die Hilfe im privaten Rahmen nicht möglich ist, sind sie gezwungen, sie sich in einer Institution zu «kaufen».

Meyer: Einige Leute werden von Dritten dazu gedrängt, in ein Heim zu ziehen. Sie geben ihr Umfeld nur widerwillig



Fatima Heussler: «Als Heimleiterin habe ich den Auftrag, Lebensqualität zu ermöglichen.»

auf. Sie sind unzufrieden mit ihrer neuen Situation, resignieren und verschliessen sich: «Ich kann ja doch nichts mehr, ich sehe es ja nicht.» – Spät erblindete Menschen haben auch keine Erfahrung damit, was sie mit den übrigen vier Sinnen alles tun können. Die Aussage: «Ich sehe es ja nicht» ist Ausdruck einer depressiven Resignation.

Heussler: Die meisten Menschen, die zu uns kommen, wissen wenig darüber, wie sie als blinde oder sehbehinderte Person überhaupt leben können. Der Verlust des Sehvermögens ist meist mit einer schweren psychischen Krise verbunden. Es ist ein schier übermenschliches Unterfangen, in einer solchen Situation wieder ein Selbstwertgefühl aufzubauen.

Individuelle Bedürfnisse

Meyer: Vielleicht gibt es aber Menschen, die tatsächlich einfach müde sind. In der Mühlehalde wird viel über ihre Möglichkeiten und über Veränderungen gesprochen. Vielleicht fühlen sie sich überfordert von den Erwartungen und Ansprüchen, weil sie selber gar keine so grosse Selbständigkeit mehr erlangen möchten.

Heussler: Viele spät erblindete Bewohnerinnen denken von sich selber: Ich bin alt, ich kann nichts mehr Neues lernen. Das Problem liegt also in erster Linie im Kopf. In ihren Vorstellungen davon, was Alt- und was Blindsein bedeutet. Weil wir wissen, dass alte Menschen sehr wohl lernfähig sind, konnte ich mir lange nicht vorstellen, dass es Menschen gibt, die *wirklich* müde sind, nicht nur im Kopf, sondern auch im Herzen; bei denen es auch nicht gehen würde, wenn sie wüssten, wie man sich als Blinder bewegen kann, und wenn sie wüs-

ten, dass sie an sich noch lernfähig wären. Ich brauchte Zeit, um das zu verstehen und zu akzeptieren.

Nicht *ich* definiere Lebensqualität für die anderen, sondern sie selber definieren sie. Jede Bewohnerin sollte entsprechend ihren körperlichen Möglichkeiten jene Mobilität wiedererlangen können, die *sie* im Hinblick auf ihr individuelles Lebensziel benötigt. Dieses Ziel besteht bei über 80-jährigen Menschen oft vor allem darin, sich mit dem eigenen Leben zu versöhnen. Einige brauchen dafür keine grosse Mobilität; für andere ist es wichtig, lange Spaziergänge unternehmen zu können.

Schnetzler: Das Heim wird also mit sehr unterschiedlichen Bedürfnissen konfrontiert.

Heussler: Es ist eine verbreitete Angst, dass, wenn man auf besondere Bedürfnisse eines Einzelnen eingeht, alle anderen ebenfalls «Sonderwünsche» anbringen. Diese Angst ist meiner Meinung nach nicht berechtigt. Man muss und kann tatsächliche Bedürfnisse ernst nehmen.

Selbständigkeit und Selbstwertgefühl

Meyer: Als selbständiger Bewohner hatte ich in der Mühlehalde einen sehr grossen Entfaltungsraum. Meine Selbständigkeit weckte Bewunderung, vielleicht zum Teil auch Neid. Andere Bewohnerinnen konnten es nicht fassen, dass ich alleine umherreise.

Ich lese noch heute regelmässig in der Mühlehalde vor. Gelegentlich fragen mich Bewohnerinnen: «Haben Sie genügend Licht?» – Sie wissen zwar, dass ich mit den Fingern lese; aber sie können es sich nicht vorstellen und vergessen es deshalb immer wieder.

¹ Weil sehr viel mehr Frauen als Männer in der Mühlehalde wohnen, wird im Weiteren nur noch die weibliche Form gewählt.

² Das Gespräch fand im Blindenwohnheim Mühlehalde statt.

Heussler: Martin Meyer «kann blind sein», er kann es sogar sehr gut. Viele spät Erblindete können sich nicht vorstellen, jemals zu dieser Selbstverständlichkeit von Selbständigkeit zu gelangen, die Martin Meyer ihnen vorlebt; und vor allem auch zu einem solch gesunden Selbstwertgefühl. Umso wertvoller ist es, wenn Martin Meyer bei uns vorlesen kommt und damit immer wieder demonstriert, dass es möglich ist, mit den Händen zu lesen, und dass man als blinder Mensch nicht nur lebensfähig ist, sondern eine denkende Person – eine integrale (ganze), im ursprünglichen Sinne des Wortes integre (un-versehrte) Persönlichkeit.

Unsere blinden und sehbehinderten Mitarbeitenden erfüllen auch in dieser Hinsicht eine wichtige Funktion. Allerdings gab es auch Bewohnerinnen, die der sehbehinderten Sozialarbeiterin nicht zutrauten, dass sie ihnen helfen könnte: «Sie kann es ja nicht wissen, sie ist ja blind.» Das zeigt, wie weit viele davon entfernt sind, ihre eigene Blindheit zu akzeptieren und zu lernen, mit ihr umzugehen.

Von Rechten und Pflichten

Meyer: Ich werde im Alltag immer wieder mit Vorurteilen konfrontiert. Zum Beispiel im Zug: Dass kein Mensch mir Platz macht, obwohl verschiedene alleine auf einem Zweierplatz sitzen. Solche Erfahrungen sind schmerzlich. Man fühlt sich ausgegrenzt.

Schnetzler: Das richtet sich doch gegen alle Leute gleichermassen, keineswegs nur gegen Sie.

Meyer: Nur ist es für mich schwieriger, zu merken, wo ein Platz frei ist. Es ist mühsam, mich durchzutasten. Ich kann mich oft nicht dazu überwinden, höflich zu fragen: «Entschuldigen Sie, ist irgendwo nebendran noch Platz zum Sitzen?» – Ich gehe irgendwie davon aus, dass man mir von selber Platz macht.

Heussler: Warum hast du die Erwartung, dass du, weil du blind bist, besser behandelt wirst als Sehende?

Meyer: Weil es manchmal zutrifft...

Heussler: Ich finde, dass du das nicht erwarten darfst. Diese Unhöflichkeit besteht mir gegenüber genau so wie dir gegenüber. Und sie macht mir genau so zu schaffen.

Meyer: Ich neige dazu, den Sehenden gewisse praktische Dinge zu überlassen, die diesen leicht von der Hand gehen,

von mir hingegen viel Kraft und Konzentration erfordern würden. Zum Ausgleich versuche ich, mich auf eine andere Art erkenntlich zu zeigen. – Wieweit muss ich mich den Sehenden anpassen, und wieweit habe ich das Recht auf eine gewisse Sonderzuwendung ... Das ist ein Thema, das mich als Behinderten immer wieder beschäftigt.

Heussler: Ich halte es für ein fatales Missverständnis, dies als Zuwendung zu werten, auf die man Anspruch hat. Wenn ich als Privatperson mit dieser Haltung konfrontiert werde, fühle ich mich ausgenutzt; im beruflichen Rahmen ist die Situation komplexer.

Meyer: In der Ehe muss ich da sehr anpassen: Ich bemühe mich, meine Frau nicht zu sehr einzuspannen, sondern verschiedene Menschen und Hilfsmittel beizuziehen. – In der «Mühlehalde» verteilen sich die täglichen Hilfeleistungen auf viele verschiedene Menschen, die zudem für ihre Hilfeleistungen bezahlt wurden.

«Bezahlte Hilfe»

Heussler: Durch das «Kaufen der Leistung» entsteht eine gewisse Distanz. Das hat Vor- und Nachteile: In der modernen Pflegediskussion gibt es die eine Richtung, die fordert, dass Pflege nüchtern, distanziert und ohne Beziehungsaspekte erfolgen muss, damit sie keine emotionale Abhängigkeit mit sich bringt.

Wenn die Pflege als Hilfe zur Selbsthilfe verstanden wird, ist die zu Pflegenden jedoch auf emotionale Unterstützung angewiesen. Der soziale Kontakt gehört meiner Meinung nach zur Pflege, das Mut-Machen und die wirkliche, echte Anteilnahme, auch der Streit. Es ist wichtig, auch diese Beziehungsarbeit als Arbeit zu verstehen. Dazu gehört auch eine professionelle Distanziertheit: dass man unterscheiden kann zwischen sich selber und dem andern, zwischen Innen und Aussen.

Schnetzler: Wenn Sie, Herr Meyer, gelegentlich erwarten, dass man Ihnen im Zug von selber Platz macht, erwarten Sie damit auch, dass die anderen sich in Sie hineinversetzen.

Meyer: Oft wird diese Erwartung erfüllt. Andererseits erlebe ich es auch, dass Leute *meinen*, sich in meine Situation hineinversetzen zu können, und Dinge für mich tun, die für mich gar nicht wichtig sind. Ich will zum Beispiel nicht, dass eine achtzigjährige Frau im Zug für mich aufsteht. Ich habe ja gesunde Beine.

Es macht müde, immer wieder erklären zu müssen, was Blindheit bedeutet und was nicht. Es ist deshalb nützlich, über eine Ausstellung oder über Medien wirken zu können, um damit verschiedene Leute gleichzeitig anzusprechen.

Nun gibt es aber natürlich sehr verschiedene Arten von «Blinden». Ich persönlich schätze es zum Beispiel nicht, wenn ein Begleiter mich vor Stufen warnt. Ich kann diese mit Hilfe meines Stockes oder an Hand der Begleitperson, die einen Schritt vorausgeht, ohne weiteres selber wahrnehmen. Für viele spät Erblindete ist ein solcher Hinweis dagegen sehr hilfreich.

Spezialisierte Pflege und Betreuung

Schnetzler: In der Mühlehalde leben Blinde mit sehr unterschiedlichen Selbstständigkeitsgraden zusammen, neben der Mehrheit der älteren auch junge Menschen. Ist eine solche Spezialisierung eines Heims auf eine Behinderung sinnvoll?

Meyer: Ich selber war nicht auf die besonderen, blindenspezifischen Angebote der Mühlehalde angewiesen. Aber ich kam in einem Augenblick hierher, als es mir gar nicht gutging, und ich blühte hier auf. – Vielleicht wären stark pflegebedürftige Menschen in einem Altersheim in ihrer näheren Umgebung besser aufgehoben als in einem spezialisierten Heim? Für stark pflegebedürftige Sehbehinderte ist es wohl nicht mehr so wichtig, ob das Heim sogenannt blindengerecht funktioniert oder nicht.

Heussler: Für pflegebedürftige blinde Menschen ist es ein Gewinn, wenn die Pflegenden ihre Behinderung kennen und wissen, was sie brauchen, um sich zurechtzufinden. Dieses Fachwissen verbessert die Qualität der Pflege, und die blinde Person fühlt sich weniger einsam.

Als spezialisiertes Heim versuchen wir, gerontagogische Regeln für die Pflege und die Betreuung blinder alter Menschen zu erarbeiten. Dafür braucht es Wissen über die Einschränkungen, Möglichkeiten und Ressourcen für das Lernen im Alter, aber auch blindenspezifische Fachkenntnisse.

Meyer: Und dieses Spezialwissen soll dann an andere Institutionen weitergegeben werden, welche Bewohnerinnen aus der Mühlehalde aufnehmen könnten?

Heussler: Ja, und an die Bewohnerinnen selber, damit sie das Heim im Idealfall als Durchgangs- und Rehabilitationsstation nutzen könnten. Das ist meine Vision. ■